



Intro/Impressum	5
Die Aufbegehrenden	6
Gegen alle Vorurteile	10
Stroh zu Gold spinnen	14
Eine Welt aus den Fugen	16
Hafenspätsummer	18
Bei Anruf Warteschleife	20
Surreales Schnipp und Schnapp	23
Teufelsaustreibung auf der Bühne	24
Die Integration darf nicht scheitern	26
Unter der Bettdecke der Politik	30
Die lachende Frau	32
Short Cuts	34



Würzburg liest ein Buch

08. bis 17. April 2016

Mit! Lesen!

Die ganze Stadt macht mit: Lesungen, Vorträge, Ausstellungen, Diskussionen, Theater und vieles mehr - Sie auch?

Alle Infos unter:

www.wuerzburg-liest.de



Illustration: Oli Hummel

Jakob Wassermann Der Aufruhr um den Junker Ernst

Die Aktionswoche wird veranstaltet von:

Würzburg liest e.V., Stadtbücherei Würzburg, Buchhandlungen Dreizehneinhalb, Erlesen, Knodt, Neuer Weg, Schöningh, Antiquariat Daniel Osthoff. Schirmherr: OB Christian Schuchardt

Mit! Machen!

Anzeige

19. MÄRZ – 26. JUNI 2016

NIEDERLÄNDISCHE MODERNE

Die Sammlung Veendorp
aus Groningen

MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG

M u s e u m i m
K u l t u r s p e i c h e r
W ü r z b u r g

OSKAR-LAREDO-PLATZ 1, 97080 WÜRZBURG
WWW.KULTURSPICHER.DE

FREUNDKREIS KULTURSPICHER WÜRZBURG e.V.



Königreich der Niederlande

DB BAHN
Mainfrankenbahn

Kulturpartner | BAYERN



ALLTAG LUXUS SCHUTZ

SCHMUCK IM ALTEN ÄGYPTEN

Foto: Sandra Steiß, Ägyptisches Museum und Papyrussammlung, Staatliche Museen zu Berlin

Sonderausstellung

13. März – 6. Nov. 2016

Knauf-Museum Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0
Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de

Intro

Der Frühling ist da, obwohl wir in Würzburg ja noch nie einen richtigen hatten! Schon wagen sich die ersten Winterschläfer aus den Behausungen. Und mit alljährlich wiederkehrender Regelmäßigkeit sprießen kulturelle Blüten in Würzburg.

Trotz Regen, Schnee, Nebel, Hitze, Dürre ist der Hafensommer schon jetzt in aller Munde. Dabei haben wir doch, hört man den Leuten genau zu, in Würzburg auch noch nie einen richtigen Sommer gehabt. Seit Jahren nicht mehr! Zu naß, zu trocken, zu heiß, zu neblig, zu zu... Und einen Hafen? Haben wir überhaupt einen? Ist der alt oder neu? Liegt er am Fluß? Sind es gar zwei? Viele wissen es nicht. Sie irren zwar über die Brücken, aber nur von Parkplätzen zur Innenstadt. Da wäre der Überblick von oben aus einer Seilbahn hoch zur Festung hilfreich.

So schallte es jüngst durch die Gassen: Skandal! Unser allseits beliebter Hafensommer (vor allem an Tagen mit freiem Eintritt) soll ins Wasser fallen! Das Inter-Netz brachte die Info an die Oberfläche, zuvor hatte man im Trüben gefischt.

Frei nach der Maxime, „wenn hier jemand was versenkt, tun wir das“, herrscht Empörung im Rat der Stadt darüber. Allerdings verwundert, daß manche Entrüsteten, die selten bis nie im Hafensambiente (Wo liegt das überhaupt?) gesichtet wurden, jetzt mit lautem SOS den Rettungsanker auswerfen.

Der Sommer findet also statt. Zur Not müssen ein paar altgediente Matrosen „My Bonnie is over the Ocean“ auf der Mole intonieren. Schließlich wird bei uns die Kultur gefördert.

Zur Flußlage paßt die neue Verkehrsinsel am Zeller Bock. Sie bekommt ein Kunstwerk in die Mitte. Das Schöne daran ist, so hört man von der Findungskommission, daß es Transparenz besitzt. Denn dadurch wird die Skulptur aus einer gebogenen Leitplanke die Autofahrer nicht allzu sehr ablenken. Man hofft offenbar auf wenig Anziehungskraft!

Angesichts der Scharfsinnigkeit – endlich wird einmal klar formuliert, was die Kunst in der Stadt soll – plädieren wir für die Einführung eines Würzburger Wertekataloges für Kultur jedweder Form. Der könnte Schule machen. Mitarbeiter dafür sollten leicht zu finden sein, schließlich wirken hier einige kompetente Leute, die ungeachtet ihrer Sachkenntnis, eifrig ans Werk gehen.

Und übrigens: Der Sommer 2016 wird wie immer naß und zu trocken!

Die Redaktion

nummer einhundertelf

herausgegeben vom Kurve e.V. –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: bonitasprint, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate Frey Eisen,
Ulrich Karl Pfannschmidt, Eva-Suzanne
Bayer, Katja Tschirwitz [tw], Falk von Trauben-
berg, Norbert Schmelz
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 332 C

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 80 Viertelseite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft

Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,

wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Die Aufbegehrenden

Florentinische Manieristen im „Städel“- Museum in Frankfurt

Von Eva-Suzanne Bayer



Max Liebermann (1847-1935), Samson und Delila, 1902, Foto: Städel Museum

Den Nachfolgern fiel die Perfektion der Vorgänger gewaltig auf die Nerven. Alles, was die Kunst in der Verherrlichung der Natur nur leisten konnte, schien bereits erreicht. Michelangelo hatte die Anatomie des Menschen in Malerei und Skulptur unübertrefflich wiedergegeben und seine Körperhaltungen sowohl in physischen wie in psychischen Extremsituationen eingefangen. Raffael baute Bildkompositionen von erlesener Harmonie, in denen sich wie selbstverständliche Natürlichkeit und dezentes Regelwerk berücksichtigend die Waage hielt. Und Leonardo gar war so weit in die Tiefen der Natur getaucht, daß er deren Gesetze in seinen Arbeiten veranschaulichte und anwandte. Was blieb der jungen Generation noch zu tun?

Wie kann man sich profilieren, wenn alles schon erforscht, gesagt, gemalt ist?

Richtig – manch heutigem Leser mag das aus eigener Erfahrung bekannt vorkommen – man ändert einfach die Stoßrichtung, und zwar diametral. Nicht mehr die perfekte Naturnachahmung sei das Ziel, sondern die Natur habe sich nun gefälligst nach der Kunst zu richten, ja, die Kunst solle die Natur übertreffen. Das heißt: Nicht wie etwas „wirklich“ aussieht, bestimmt das Bild, sondern der individuelle Blick des Künstlers und seine subjektive Sicht der Dinge entscheiden, wie ein Sujet, eine Person oder ein Objekt in einem Kunstwerk zu erscheinen habe. Naturtreue, Realitätswiedergabe, Maß, Harmonie und die Errungenschaften ordnender Perspektive – alles Schnee von gestern.

Jetzt preßt der Künstler die Welt in das Prokrustesbett seiner Vorstellungen und unterjocht sie seinem eigenen Form- und Stilwillen.

Welche Folgen das genau nach sich zieht, führen drei Gemälde gleich im ersten Raum der ausgezeichneten Ausstellung im „Städel“-Museum Frankfurt mit dem Titel „Maniera – Pontormo, Bronzino und das Florenz der Medici“ vor Augen. Neben der „Madonna Esterházy“ von Raffael (1507/08) hängen Jacopo Pontormo (1494-1557) „Madonna mit Kind und dem Johannesknaben“ (um 1516/17) und Rosso Fiorentino (1494-1540) gleichnamiges Gemälde von 1514. Bei Raffael kniet die Madonna im Vordergrund einer „idealen Landschaft“ aus (rechts) Wiese, Büschen und Berg und (links) antikisierender und christlicher Architektur. Graziös neigt sich Maria, ihr Kind haltend und mehrfach leicht um die Körperachse geschwungen, dem zu ihrer Rechten knienden Johannesknaben zu, der versonnen auf ein Spruchband blickt. Das Christkind, ein nettes, etwas ernstes Pummelchen auf einem tuchbedeckten Fels zur Linken Marias sitzend, weist auf Johannes, seinen unmittelbaren Verkünder, als wolle es – nach Kindermanier – andeuten: Das, was der liest, will ich auch haben. Die Figurengruppe faßt Raffael in die für ihn typische Pyramidenkomposition und alles ist so klar, selbstverständlich und „natürlich“, daß der Betrachter des Arrangements – und die langen Vorstudien Raffaels – überhaupt nicht bemerkt.

Ganz anders die beiden Manieristen. Bei Jacopo Pontormo, geboren im namengebenden Pontormo und Rosso Fiorentino, dem „roten“, vermutlich rothaarigen, Florentiner, ist die symbolische Landschaft verschwunden. Beide rücken auf dunklem Grund die Personage monumental in den Vordergrund, schneiden zum Teil Figuren ab. Keine sofort offenkundige Komposition gliedert die Bildfläche. Bei Pontormo blickt die Madonna den Betrachter aus halb verschattetem, langgestreckten Gesicht direkt an, hält mit ihrer Rechten mit zwei affektiert gewinkelten Fingerspitzen den zappelnden, wild gestikulierenden Jesusknaben, während der Johannes-Bub zu ihrer Linken, in Brusthöhe vom Bildrahmen überschritten, verzückt nach oben ins Irgendwo glotzt. Hier wird nicht, wie bei Raffael, eine biblische Geschichte zwar mit der nötigen Würde geschildert, aber doch als Alltagsszene verbrämt (Mutter und zwei Spielkameraden). Hier wird präsentiert, repräsentiert, dramatisiert. Und zwar gewaltig.

Rosso Fiorentino übertreibt in eine andere Richtung. Auch hier sind die Figuren bildfüllend angeordnet. Maria steht als Halbfigur hinter einer gestuften Balustrade, hält vor sich mit zartgliedrigen Händen

das im Ausfallschritt stürmende, rotbackige, ziemlich blöd grinsende Jesuskind. Ihm vis-à-vis sitzt der Johannesknabe in einer Haltung wie der damals hochbewunderte „Torso von Belvedere“ (ein antikes Skulpturenfragment), mit großen, roten Ohren und starrt offenmäulig auf den Heiland. Das Kreuz mit Spruchband liegt, neben einigen Madonnen-Blumen, bedeutsam, aber doch wie achtlos abgelegt, im Vordergrund des Bildes. Genau das ist „Maniera“: die ganz besondere Art und Weise einer Künstlerpersönlichkeit, ein schon lange behandeltes Thema neu zu sehen.

Als „Maniera moderna“ oder „bella maniera“ bezeichnete Giorgio Vasari (1511-1574), wegen seiner Künstlerviten auch „Vater der Kunstgeschichte“ genannt und selbst als Architekt und Maler bekennder Manierist, die neue Kunstrichtung, die sich unter den aus dem Exil zurückkehrenden Medici in Florenz entfaltete. Bewußt elegant, kultiviert, artifizuell wollten die jungen Künstler sein, sogar kapriziös, extravagant und bizarr. Jeder klassische Kanon, Stilkompaß der Renaissance, wurde weggefeßt; Hauptsache „originell“. Der Nachwelt stieß das sauer auf. Lange sprachen Kunsthistoriker vom „Verfall“ der Werte der Renaissance, gar von „Entartung“, genau wie man im überbordenden Hellenismus oder in der detailverliebten Schwere der spätrömischen Kunst ebenfalls eine Verfallerscheinung der hehren Klassizität sah. Diesen negativen Nimbus wurde der Begriff bis heute und bis in die Alltagssprache nicht los. Ein „manierierter“ Mensch ist immer noch kein Sympathieträger. Erst in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts – und durchaus beflügelt von den Entwicklungen der damals modernen Kunst, die im Expressionismus auch den Ausdruck der individuellen Künstlerhandschrift feierte – begannen Kunsthistoriker die Eigenständigkeit dieses Stils, von einem Briten treffend „Stylish Style“ genannt, zu begreifen. Ob „Manierismus“ nun ein Epochenbegriff sei, ob er sich regional nur auf seinen Entstehungsort, beschränkte, also Florenz und allenfalls noch Rom, wohin ein Medici-Papst, nämlich Clemens VII., die Florentiner Künstler holte, oder ob man ihn international anwenden konnte, und somit auch ein Pieter Bruegel d. Ä. und ein Baldung Grien Manieristen wurden, war lange umstritten. Man erwog sogar, den Begriff epochenübergreifend auf alle Kunstrichtungen anzuwenden, die die Naturnachahmung verwarfen. Dadurch wurden sämtliche Spät-Stile von der Antike bis zur gesamten heutigen Moderne (mit Ausnahme der Foto- und Hyperrealisten) manieristisch. Ein doch zu weites Feld.

Inzwischen ist der Manierismus-Begriff entschieden präzisiert und zeitlich eingegrenzt. Erfunden in Florenz um 1510, als die 1494 vertriebenen Medici zum Mißfallen der Florentiner, die es sich wieder in einer Republik bequem gemacht hatten, in ihre Heimatstadt zurückkehrten, dauerte der internationale Manierismus bis weit in das 17. Jahrhundert hinein. In Rom löste der Barock, die Kunst der Gegenreformation, noch unter Leitung Michelangelos im Petersdom den eigenwilligen Kunststil ab. Die Frankfurter Ausstellung, die erste große Ausstellung über den Manierismus in Deutschland, konzentriert sich, mit einem Ausflug ins Medici-päpstliche Rom, vor allem auf Florenz und die Jahre bis zum Tod von Herzog Cosimo I. 1574.

Der Kurator Bastian Eclercy trug 120 Werke, Gemälde, Plastiken und Zeichnungen aus maßgeblichen Museen (vor allem aus den Uffizien und dem Palazzo Pitti in Florenz, aber auch dem Pariser Louvre, aus Wien, Budapest, Oxford, aus Museen in den USA, aus Berlin, Prag und aus Privatsammlungen) zusammen, um in acht teils thematisch, teils chronologisch geordneten Kapiteln aussagestarke Beispiele für alle Spielarten dieser eigenwilligen Kunstströmung miteinander in Verbindung zu bringen. Außer Pontormo, Bronzino und Fiorentino sind Andea del Sarto (1494-1530), Perino del Vaga (1501-1547), Francesco Salviati (1510-1563), Domenico Puligo (1492-1527), Baccio Bandinelli (1493-1560) und natürlich Giorgio Vasari dabei. Selbst die Architektur, sonst nur in Entwürfen, Fotos oder kleinen Modellen als Ausstellungsstück tauglich, nimmt hier eine wichtige Stellung ein. Im zweiten Teil, dem oberen Geschos der Präsentation ist ein 1:3 Modell von Michelangelos „Biblioteca Laurenziana“ (im Original im Westflügel des Kreuzgangs von San Lorenzo in Florenz) zu sehen, jenes Schlüsselwerk manieristischer Baukunst.

In dieser Architektur stellte Michelangelo alle bis dahin gültigen Regeln der Architektur auf den Kopf. In einen schmalen, hohen und relativ engen Innenraum zwängte er eine monumentale Außenarchitektur. Doppelsäulen sind in Nischen eingelassen und tragen nicht. Dunkle Adikulen sind leer, Fenster keine Wanddurchbrüche, sondern sie versiegeln Wände. Pilaster verjüngen sich nach unten wie Hermesäulen, anstatt nach oben. Konsolen kragen ohne jede Funktion aus der Wand; Ornamente umschließen Flächen rein dekorativ. Das ist der gebaute Aberwitz, und als Krönung schwingt sich eine absurd dreiläufige Treppe kaskadenartig in den Raum. Überhaupt Michelangelo. In seinem langen Leben (1475-1564) durchlief er drei Stilphasen: Er begann in der Hochrenaissance, befruchtete dann mit seinen Ideen die

Manieristen, die ihn reichlich übertrieben, und erfand dann die ersten Bauten des Barock. So stilsetzend, so stilbrechend war danach nur einer: Picasso. Eine besondere Spezialität der Manieristen war das Porträt mächtiger und maßgeblicher Männer und überaus eleganter, kühler Damen.

Das „Bildnis einer Dame in Rot“, vermutlich der reichen Francesca Saviati, von Agnolo Bronzino (1503-1572), um 1533 entstanden, gehört schon lange zur Städel-Sammlung und gab den Anstoß zu dieser Ausstellung. Bequem ist der Stuhl, dessen mit einer Bronzemaske und einem reich verzierten Griff geschmückte Armlehne sich wie eine Barriere zwischen Betrachter und die Frau schiebt, sicher nicht. Bequem ist auch die Haltung der Dame nicht, die schräg, den Kopf aber frontal zum Betrachter gewandt, darauf sitzt. Über ihrem samtig glänzenden Unterkleid mit schmalen, mehrfach gerafften dunkelgrünen Ärmeln bauscht sich ein kräftig hellrotes Obergewand, das mit seinen gewaltigen Puffärmeln die Figur fast zum Fliegen bringt. Ziemlich abgehoben wirkt auch die Dame. Kühl bis ans Herz hinan blickt sie aus ihrem langgestreckten Gesicht mit der Haut wie ein Porzellanpüppchen auf den Betrachter, ein wenig spöttisch, ein wenig arrogant, sehr distanziert, ein Eisblock mit meterweise Tiefgang. Lässig umspielen ihre gespreizten Finger einen Rosenkranz und einen spürbar kalten Metall-



Georg Baselitz, Versperrter Maler, Foto: Städel-Museum

Agnolo Bronzino (1503-1572), Bildnis einer Dame in Rot, um 1533, Foto: Städel Museum



knauf der Armlehne. Einzig der lockige Spanielwelpen auf ihrem Schoß verbreitet mit seinem treuerhitzigen Blick auf den Betrachter ein wenig Wärme. Lässigkeit gepaart mit nobler Distanz zeichnet auch die Herren, vornehmlich in schwarzer Kleidung aus, ganz gleich, ob sie der Medici-Familie angehören, in anachronistischer Weise Helme umklammern bzw. präsentieren, als belesenes Freundespaar nach der Mode der Zeit wohl selbstverfaßte Gedichte diskutieren, als Anonymus in die Laute greifen oder Handschuh haltend vor einem raffiniert geknoteten grellgrünen Vorhang posieren, während sich im Hintergrund mythologische Figuren um inhaltliche Bedeutung bemühen.

Ein richtiges Unikum ist allerdings das Porträt des berühmten Admiral Andrea Doria von Bronzino (um 1545/46). Der Befehlshaber der zuerst päpstlichen, dann kaiserlichen Flotte ließ sich, nur mit einem winzigen, kaum sein Gemächt kaschierenden Tuch bekleidet, als Neptun konterfeien. Daß er figurmäßig eher einem Sandsack als einem Gott glich, störte ihn dabei sichtlich nicht. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde in vornehmen Kreisen über Kunst so heftig diskutiert wie selten zuvor. Zeichnungen, vor allem die hinreißenden Rötelzeichnungen von Pontormo, versuchten einzelne Bewegungsstudien, also das

Transitorische der Bewegung, ineinander zu blenden. Gemälde enthüllten ihren Sinn nicht mehr auf den ersten Blick, sondern konnten kontrovers diskutiert und selten eindeutig entschlüsselt werden („Venus und Amor“ von Pontormo nach einem Entwurf Michelangelos).

Aber auch Karikaturistisches (ganz wörtlich: Verzerrendes) schlich sich in hoch seriöse Bildthemen ein. Bei Dürer und aus seinen auch in Italien weit verbreiteten Graphiken hatte man gelernt, daß „schöne Gesichter“ kein Gemeingut und darüber hinaus langweilig waren. Das Gefolge der heiligen drei Könige mit fast hundert Figuren („Anbetung der Könige“ von Jacopo Pontormo, 1519-23) läßt genauso viele Individualtypen passieren: Feiste, Beschränkte, Besserwisser, Lethargische, Scheue, Zweifler, Begeisterte, Korinthenkacker, Beseligte etc., etc... nur keine Frauen.

Über ein Thema, das in der Ausstellung breiten Raum einnimmt, redete man sich besonders die Köpfe heiß: über die „Paragone“, die Frage, ob die Bildhauerei oder die Malerei die größere der Künste sei. Für die Bildhauer stand fest, es war die Skulptur, denn sie konnte von mehreren Aspekten gesehen werden und ermögliche, je nach Standpunkt, immer neue An- und Einsichten. Wie sollte ein nur für einen Blickwinkel komponiertes Gemälde auch die komplizierten Körperverdrehungen der damals modernen Plastik (z.B. von Giambologna, von Cellini oder Sansovino) wiedergeben, die miteinander verschlungenen, ja umeinander gewickelten Körper von Kampfpfaare, die heftigen Geschlechterrangelien?

Die Maler reagierten prompt. Sie erfanden die „Serpentina“, die verschraubten Körperpositionen, die fakirhaften Haltungen, die schon akrobatische Choreografie ihrer Akteure und Menschenknäuel aus lauter abenteuerlichen Gliedmaßen-Verkürzungen und halsbrecherischen Verzerrungen in der Fläche. Ein besonders schlauer Maler (das Bild ist leider nicht in der Ausstellung) kam sogar auf die Idee, einen männlichen Akt vor einen großen Spiegel und beides vor einen schräg verlaufenden Wasserlauf (wiederum ein Spiegelbild) zu plazieren. Und damit die Rückseite des Aktes auch mit aufs Bild kam, stellte er einen ebenfalls spiegelnden Schild hinter seine Figur. Ein bißchen vertrackt, das Ganze, ziemlich gewollt und aber-witzig, gegen alle Vernunft und forciert, ein paarmal um die Ecke gedacht und genau kalkuliert. Das ist der Manierismus, aufs Schönste und Erhellendste im Städel in Frankfurt geboten. Großartig!¶

Bis 5. Juni

Gegen alle Vorurteile

Die Malweiber von Paris in der Kunsthalle Jesuitenkirche in Aschaffenburg

Von Renate Freyeisen

Man nannte sie „Malweiber“. So abwertend wurden um 1900 Frauen betitelt, die es wagten, den künstlerischen Umgang mit Pinsel, Farbe und Stift professionell zu lernen und auszuüben. Damals durften Frauen in Deutschland an Kunstakademien nicht studieren. Es gab zwar private Malschulen; die konnten sich aber nur Betuchte leisten. In Paris aber, dem Mekka der Moderne, konnten Frauen an Kursen sogar für Aktzeichnen nach der nackten, menschlichen Figur zusammen mit Männern teilnehmen – im wilhelminischen Deutschland undenkbar, weil moralisch verwerflich; dort durften sie allenfalls an Gipsfiguren die menschliche Gestalt studieren.

Allerdings kostete der Akademiebesuch in Frankreich für Frauen doppelt so viel wie für das männ-

liche Geschlecht. Nur die Abendkurse für Aktzeichnen waren gratis. Die auch soziologisch höchst interessante Ausstellung „Die Malweiber von Paris“ in der Aschaffenburgers Kunsthalle Jesuitenkirche beweist, daß die deutschen Künstlerinnen ihren männlichen Kollegen durchaus ebenbürtig waren. Ein wenig traurig stimmt dabei der Einblick in die Biographien dieser 10 tapferen Frauen. Ihr Lebensweg war oft bestimmt vom bewußten Verzicht und gesellschaftlichen Hürden, sich zu profilieren sowie den Vorurteilen, mit denen sie zu kämpfen hatten.

In erster Linie hatten sie Mutter und Ehefrau zu sein. Ganz anders in Paris: Hier konnten Frauen ohne die nötige Erlaubnis der Eltern studieren und von ausgezeichneten Lehrern lernen, die sie auch sinnvoll korrigierten, etwa in der Académie Matisse, die aller-



Im Atelier der Schule des Münchner Künstlerinnenvereins (re. u. Maria Slavona, li. daneben sitzend Käthe Kollwitz), um 1889/90, Privatbesitz, Foto: k. A

dings schnell überlaufen war und den Meister überforderte, so daß er sie bald wieder schloß; hier kam es auf die Begabung, nicht auf einen Zeitvertreib für höhere Töchter an wie etwa in München. Bei ihren Paris-Aufenthalten nahmen die kunstbesessenen Frauen große materielle Einschränkungen für ihre Unabhängigkeit in Kauf.

Sie kamen aber in Kontakt mit den neuen Stilrichtungen, mit Impressionismus, Fauvismus und einem Umgang mit Form und Farbe, der nicht dem naturgetreuen Abbild wie in Deutschland, sondern dem persönlichen Ausdruck verpflichtet war. Eine Wegbereiterin für andere deutsche Künstlerinnen war Ida Gerhardi (1862-1927); ihre atmosphärisch dichten Schilderungen der etwas anrühigen Pariser Tanz-Kneipen und ihre weiblichen Akte zeigen das aufregend Neue. Sabine Lepsius, geb. Graef (1864-1942), Tochter eines Malers, wollte unbedingt schöpferisch tätig sein; sie studierte zuerst in Rom, verlobte sich dort mit ihrem Kollegen Reinhold Lepsius, zog aber zur weiteren Ausbildung nach Paris, hatte erste Erfolge und ließ sich mit ihrem Mann in Berlin nieder, wo sie eine gefragte Porträtmalerin wurde und damit ihre sechsköpfige Familie ernährte, was sie aber zunehmend als künstlerische Einschränkung empfand; beliebt waren ihre Kinderbilder, zu sehen am natürlich wirkenden Bildnis der Tochter Sabine von 1906.



Sabine Lepsius, Mathilde Vollmoeller, Berlin, um 1900,
Öl auf Leinwand, 35 x 36,8 cm, Stadt Speyer,
Foto: Gerhard Kayser, Speyer



Martha Bernstein, Selbstbildnis, 1910,
Öl auf Leinwand, 45 x 38 cm, Fritz Neuhaus, Schweiz, Foto: k. A.

Die als Marie Schorer geborene, unter dem Künstlernamen Maria Slavona bekannte Malerin (1865-1931) galt als hochbegabt, führte von 1890-1906 in Paris dank der Mittel einer wohlhabenden Freundin für kurze Zeit ein ungebundenes Bohème-Leben mit freier Liebe; ihr noch klassizistisch geprägtes Selbstbildnis von 1887 beweist ihre frühe Begabung; sie ließ sich von den französischen Impressionisten inspirieren, bildete sich autodidaktisch weiter und hatte später, nach persönlich schwierigen Jahren und ihrer Heirat mit dem Schweizer Kunsthändler Otto Ackermann Erfolg mit atmosphärisch dichten Stilleben, Landschaftsbildern und Menschendarstellungen, von denen das Bildnis ihrer Tochter Lily ihre Meisterschaft bezeugt.

Käthe Kollwitz (1867-1945) mußte im Gegensatz zu anderen nie für ein Künstlerdasein kämpfen; unterstützt wurde sie von ihrem Vater und später von ihrem Ehemann, dem Mediziner Karl Kollwitz, der als Sozialdemokrat wohl ihre sozialkritischen, düster wirkenden Sujets beeinflusste; sie kam als schon arrierte Künstlerin im Alter von 30 Jahren nach Paris, entdeckte dort Picasso; für ihre Plastik war die Begegnung mit Auguste Rodin prägend. Gezeichnete Studien etwa von einem Arbeiter zeigen ihr Interesse an menschlichen Nöten Das Familienleben mit Kindern aber behinderte sie nicht; sie empfand es als Ausgleich zu ihrem künstlerischen Tun.

Die aus einem künstlerischen Umfeld stammende Martha Bernstein (1874-1955) durfte sehr früh Unterricht an einer privaten Kunstschule in München nehmen; der Aufenthalt in Paris von 1909 bis 1912

brachte sie mit der Avantgarde in Kontakt; das veranlasste die von gestischem Farbauftrag beeinflussten Selbstbildnisse, ebenso wie ein Frauenakt im Atelier. Wichtig schienen ihr die Farbe und „ihre Beziehung zur Linie, Fläche und Form“. Sie schuf aber auch lockere, ironische Karikaturen.

Mathilde Vollmoeller (1876-1943) ist vor allem als Ehefrau von Hans Purrmann bekannt, dem sie malerisch zumindest gleichwertig ist; sie verzichtete nach ihrer Heirat 1912 ganz auf die Ölmalerei, die nach ihren Paris-Aufenthalten zwischen 1905 und 1907 inspiriert war von Cézanne, zu sehen an Stillleben; als Schülerin der Fauvisten bevorzugte sie strahlende Farben und kühne, unruhige, flirrende Kompositionen. Als Ausgleich zur Ölmalerei wandte

sie sich dem Aquarellieren zu und schuf Hunderte von Gouachen; sie wollte eben nicht mit ihrem Mann in Konkurrenz treten.

Wohl die berühmteste der Paris-Studentinnen war Paula Modersohn-Becker (1876-1907). Zwanghaft getrieben vom unbedingten Willen nach künstlerischem Tun, konzentrierte sie sich auf die Darstellung der menschlichen Gestalt, sichtbar etwa an einem bemerkenswerten Selbstbildnis als Akt von 1905. In der Künstlerkolonie Worpswede konnte sie zunächst ihre Vorstellungen entfalten, an Silvester 1899 aber machte sie sich kurz entschlossen zusammen mit ihrer Freundin Clara Westhoff nach Paris auf und schulte sich dort an den Werken der Moderne. Gegen den Willen ihres Mannes Otto Modersohn,



Ida Gerhardt, Tanzbild X (Tanzszene bei Bullier, Paris), 1905, Öl auf Pappe, 45,5 x 49 cm, Museen der Stadt Lüdenscheid, Sammlung der Städtischen Galerie, Foto: Steffen Schulte-Lippert



Im Atelier Colarossi (Ida Gerhardi stehend rechts) um 1892/93, Fotografie, LWL-Museum für Kunst und Kultur (Westfälisches Landesmuseum), Münster/ Gerhardi-Archiv, Foto: k.A.

den sie 1901 nach der Rückkehr heiratete und der ihre durch ihre kompromißlose Schlichtheit befremdlichen Bilder nie recht verstand, sie aber dennoch unterstützte, fuhr sie mehrmals nach Paris. Nach der Geburt ihrer Tochter starb sie 1907 und hinterließ ein ganz eigenständiges Werk.

Clara Rilke-Westhoff (1878-1954) nahm zuerst in München privaten Malunterricht, schloß sich 1898 der Worpsweder Künstlerkolonie an, wendete sich aber auf Anraten ihres Lehrers Fritz Mackensen der Bildhauerei zu. Entscheidend in Paris war ihre Begegnung mit Auguste Rodin. Die lebendige Oberfläche ihrer Plastiken, die zarten Umrißlinien ihrer Aktzeichnungen zeugen von ihrer sicheren Erfassung der menschlichen Figur; leider aber war die Ehe mit dem Dichter Rainer Maria Rilke unglücklich; sie hat ihm sowie ihrer Freundin Paula in Porträtbüsten ein Denkmal gesetzt.

Marg Moll, eigentlich Margarethe Haeffner (1884-1977) wollte ursprünglich Malerin werden, wich aber zugunsten ihres Mannes, des Malers Oskar Moll, auf ein anderes künstlerisches Gebiet, die Bildhauerei aus und leistete mit ihren ausdrucksstarken Bronzen Außerordentliches, die eher dem unmittelbaren

Ausdruck als dem getreuen Abbild des Dargestellten verpflichtet sind. Später wurde sie Schülerin von Fernand Léger und entwickelte sich unermüdlich weiter in neuen Stilformen; ihre Plastik galt unter den Nazis als „entartet“.

Gegen den Willen ihres Vaters Max Kruse, der Bildhauer war und durch seine zweite Frau, die „Puppenmutter“ Käte Kruse, populär wurde, die künstlerischen Ambitionen seiner Tochter aber mißbilligte, zog Annemarie Kirchner-Kruse (1889-1977) mit ihrer Mutter nach Paris, besuchte dort, bis ihr die Mittel ausgingen, u.a. die Académie Matisse, und schuf strenge, farbig flächige Porträts; sie heiratete den russischen Bildhauer Igor von Jakimov, ging mit ihm nach Rußland. 1919 floh sie mit ihren Söhnen nach Deutschland. Die später entstandenen, expressiv anmutenden Landschaftsbilder fanden kaum noch Absatz; sie wurde schließlich Lehrerin an der Odenwaldschule. Ihr eigentlich tragisches Leben ist ziemlich typisch für Künstlerinnen aus dem letzten Jahrhundert, die auch gegen Widerstände ihren künstlerischen Weg beeinflussen ließen durch ihre Erfahrungen der Pariser Jahre. ♣

Stroh zu Gold spinnen

In der BBK- Galerie verwandelt
Walter Bausenwein Abfall in große Kunst.

Von Eva-Suzanne Bayer

In den Wolken, über den Wolken wohnten einst nur die Götter. Sie, besonders ihr Chef, konnte Wolken „ballen“ und „türmen“ und daraus Wetter ihres Zorns entladen, der durstigen Erde Regen spenden oder, schlimmstenfalls, eine Sintflut bescheren. Bis das Flugzeug den Menschen aus seiner Erden-schwere hob, mußte dieser ins Hochgebirge kraxeln, um als „Wanderer über dem Nebelmeer“ göttliche Erhabenheit in seiner Ameisenexistenz zu erahnen. Um wolkige Höhen zu erreichen braucht es in Würzburg – bis 3. April – weder ein Flugticket, noch Muskelkraft, nicht einmal die Flügel der (eigenen) Phantasie.

Denn Walter Bausenwein (geboren 1946) richtete in der BBK-Galerie eine Installation der ganz besonderen Art ein, seine „Wolke 100 000“ (so der Titel der großartigen Ausstellung) aus exakt 97 128 Teebeutel, teils benutzt und bräunlich verfärbt, teils unbenutzt und weiß. Diese „Wolke“ ist tatsächlich eine „Akkumulation“, ein kunsthistorischer Begriff, der sich von der Haufenwolke ableitet.

Der französische Künstler Arman wandte ihn zu Beginn der sechziger Jahre auf seine Objekte an, in denen er äußerlich ähnliche Gegenstände – wie Steine, Geigenfragmente, Arme von Spielzeugpüppchen oder Zahnprothesen – unter einem Glassturz oder einer Plexihaube zusammentrug, nicht um ihre Gleichheit, sondern um ihren individuellen Eigenwert zu demonstrieren.

Auch bei Bausenwein behauptet sich der einzelne Beutel im scheinbaren Unisono der Installation. Denn auf seine „Fahnen“ von sechs auf sechs wie Dachziegel übereinanderfixierten Beutel klebt der Künstler schachbrettartig helle, unbenutzte neben dunkle, benutzte Teekissen, zieht sie auf Schaschlikspießsen und Drähten auf und hängt die kleinen „Fahnen“ an einem, dann sind sie beweglich, oder zwei Drähten auf, dann bleiben sie stabil. Um noch ein wenig mit Zahlen aufzuwarten: Eineinhalb Jahre

klebte Bausenwein fast täglich zweieinhalb Stunden seine 2 700 „Fahnen“. Neunzig Seile mit Spannschlössern durchqueren an der Decke den Raum. Daran hängen in unterschiedlicher Höhe die „Fahnen“ mit den zum großen Teil von der Ostfriesischen Teegesellschaft gespendeten Beuteln. Mal ganz zu



Walter

schweigen von der diffizilen Vorplanung, arbeitete er, gelegentlich unterstützt von einem Freund, vierzehn Tage je neun Stunden in der Galerie. Ein Wahnsinnsaufwand – und das für eine Ausstellung, die nur vier Wochen dauert und bei der mit Verkauf, zumindest des Ganzen, nicht zu rechnen ist.

Nur Künstler und andere Idealisten können auf die Idee verfallen, soviel Zeit und Mühe in ein temporäres Projekt zu investieren.

Bis 2008 spielte Tee eine marginale Rolle in Bausenweins Leben. Nur wenn er krank ist, nimmt der

passionierte Kaffeetrinker mal Tee zu sich; zum Entspannen hält er sich lieber an einen Schoppen. Auch künstlerisch sagte der Teebeutel dem auf Batik Spezialisierten wenig. Doch dann sah er in einer Ausstellung von Barbara Schaper-Oeser ein paar Teebeutel, die die Künstlerin in einer von Nordafri-



Bausenwein inmitten von 97 128 Teebeuteln Foto: Achim Schollenberger

ka inspirierten Werkgruppe mit einigen von dort stammenden Teegewächsen kontrastiert hatte, um natürliche Produkte und Zivilisationskonsum zu kontrastieren. Während die Künstlerin die Tee-Idee nicht weiterverfolgte, schlug sie bei Bausenwein heftig ein. Kunst kommt eben meistens von Kunst. Wenig später schuf er Kleiderskulpturen aus Teebeuteln und Lichtobjekte, in denen er von innen beleuchtete Papprohren mit Teebeuteln beklebte. Auch heute noch ist er fasziniert von der Transparenz und Wandelbarkeit seines Materials. Fast

zärtlich hebt er ein unbenutztes Säckchen an und hält es gegen das Licht: „Wie sich der Tee im Beutel staut, wenn man ihn leicht hin und her schüttelt, das erinnert an eine Welle, an eine Düne“, sagt er.

Landschaftliches mag man auch assoziieren, steht man seiner Installation gegenüber, die sich von der Decke an der Eingangswand der Galerie in sanftem Auf- und Abströmen bis fast zum Boden der gegenüberliegenden Seite entwickelt: an verschneite Berge, an Gletscher, Gischtkronen oder eben Wolkenfelder. Der Eindruck des Schwerelosen und der betörende Duft nach Wiese, Heu und Wellnessbad im ganzen Raum löschen den Gedanken an haptische Materie fast völlig aus.

Bei so viel Schönheit und Poesie vergißt man auch ganz, daß die einzelnen Teile nichts anderes als Abfall sind, die, haben sie ihre belebenden, beruhigenden, wohltätigen Essenzen ins heiße Wasser abgeben, achtlos im Mülleimer landen. Abfall in Kunst zu recyceln hat freilich Tradition. Nicht so lange wie die Teekultur, aber immerhin schon über hundert Jahre.

Der italienische Futurist Umberto Boccioni und der russische Konstruktivist Wladimir Tatlin kamen fast gleichzeitig auf die Idee, anstelle des üblichen „edlen“ Materials – wie Stein, Bronze oder Holz – Fundstücke aus dem Müll (rostigen Draht, Blechfragmente, Seile, ausrangierte Holzstückchen) für ihre Plastiken zu verwenden. Von da war es nur ein kleiner Schritt zu Marcel Duchamps' „Ready-mades“, den Industrieobjekten, die vom Künstler nicht bearbeitet, sondern lediglich ausgewählt und zur Kunst erklärt wurden. Duchamp schuf 1938 auch eine der ersten Installationen aus Ready-mades, als er zwölfhundert alte, um Volumen und Gewicht zu suggerieren, mit Zeitungspapier gefüllte Kohlesäcke in einer Surrealismus-Ausstellung an die Decke hängte und die lichte Kunsthalle in ein düster- bedrohliches Gefäß verwandelte. Mit tradierter Schönheit hatten diese Innovationen wenig zu tun. Die Künstler versuchten vielmehr Werte umzuwerten, entdeckten ästhetischen Reiz im Mißsachteten, Ausrangierten, Weggeworfenen, ja Häßlichen. Durch die Idee und/oder die Hand des Künstlers wurden niedrigste Objekte zu hoher Kunst transformiert. Bausenwein selbst findet einen viel griffigeren Vergleich für seinen Kunstprozeß: „Ich bin wie Rumpelstilzchen, ich spinne Stroh zu Gold.“ Und er fügt hinzu: „Spinnen muß man als Künstler sowieso.“

Bis 3. April

Eine Welt aus den Fugen

Der Tod eines Handlungsreisenden am Mainfranken Theater Würzburg

Text: Renate Freyisen Fotos: Falk von Traubenberg



Uwe Fischer ist Willy Loman - der Handlungsreisende

Eine Verblendung – The American Dream. Das ist kein Konversationsstück über den gescheiterten American dream, sondern eine theatrale Zustandsbeschreibung eines Albtraums vom Verlust der Realität und zutiefst deprimierend. Arthur Millers Erfolgsstück von 1949 „Tod eines Handlungsreisenden“ spielt im Würzburger Mainfranken Theater in einer Welt aus den Fugen, in Trümmern, von vernichteten Träumen, von unerfüllten Normen einer gnadenlosen Leistungsgesellschaft.

Hier gibt es keine Entwicklung zu einer Katastrophe hin, alles ist schon von vorneherein kaputt in der Inszenierung von Katrin Plötner. Sie bedient sich dabei zutiefst symbolträchtiger Bilder. Das mag manchen Zuschauer verstören. Denn da wird der American Dream personifiziert von einer Gestalt zwischen Nutte, luxuriösem Weibchen in Pelzjacke und Goldflitter verstreutem Engel, von Theresa Palfi unangenehm anziehend und zugleich abstoßend grotesk verkörpert; sie stellt auch die drei Figuren dar, die für erfolversprechende Karrieren stehen, den Goldschürfenden Onkel Ben aus Alaska, die geschäftstüchtig kalte, nur auf materiellen Gewinn ausgerichtete Chefin und das im Show-business tingelnde Sternchen Miss Forsythe.

Die Entwurzelung des Menschen von der Gemeinschaft und der Natur in einer scheinbar heilen Welt geschieht gleich zu Anfang auf der dunklen Bühne von Anneliese Neudecker: Der dröhnende Klanglärm von Markus Stinkellner suggeriert einen Sturm, der alles mitreißt, und die grelle, auf den Zuschauerraum gerichtete Scheinwerfer-Batterie zeigt: Hier geht es um uns, um das Heute, um Realität. Als dann endlich diese verunsichernden Zerstörungsassoziationen beendet sind, ist der Blick frei auf eine Szenerie mit entwurzelten Bäumen, mit einem wilden Bretter-Durcheinander. Willy Loman, in Anorak und Stiefeln, spielt ein wenig mit dem Feuer; aber bald danach begibt er sich in das Konstrukt einer angeblich heilen, amerikanischen Familie, mit eigenem, aber noch nicht abbezahltem Häuschen und Schulden durch Ratenkäufe.

Seine Gattin, steril schön, proper, blond wie Doris Day, mit glamourösen Gesten, aber doch arbeitsame Hausfrau, sichtbar an den Putzhandschuhen zum hübschen Kleid mit bravem, weißen Kragen (Kostüme: Johanna Hlawica) scheint einem Hollywoodfilm entlehnt und mimt die Hüterin der Familienharmonie durch freudig-positive Ausstrahlung nach außen, aber innerlich mit äußerst angestrenzter Energie. Doch in dieser Familie ist nichts intakt: Die Söhne haben die hochgesteckten Erwartungen der

Eltern nicht erfüllt; so ist aus dem Naturliebhaber und sportlichen Footballspieler Biff einer geworden, der in keinem Job gut tut und sogar ins Gefängnis gewandert ist.

Maik Rogge, lang und schlaksig im blauen Anzug blickt als einziger desillusioniert der Wahrheit ins Auge, gibt seiner Verzweiflung über das ganze Lügegebäude der Familie überzeugend Ausdruck, vor allem, als er seinen Vater schonungslos mit der Realität konfrontiert. Sein Bruder Happy, im rosa glänzenden Outfit und mit Luftballons schon als oberflächlicher Partygänger markiert, wird von Sven Mattke als haltlos, unehrlich, sich opportunistisch den Wünschen der Eltern scheinbar anpassend dargestellt. Grandios zeichnet Christina Theresa Motsch die Ehefrau Linda; sie zementiert mit ihrem stets lächelnden Auftreten, ihrer betont unerschütterlichen Liebe zu ihrem Mann die Illusion vom gesellschaftlich korrekten Nimbus einer heilen Familie, auch wenn sie längst weiß, daß alles nicht stimmt, ersichtlich am verbissenen Zittern, als sie allein ist. Willy aber, der „erschöpfte“ Handelsvertreter, längst nicht mehr sicher im Autofahren, ohne Aussicht, dass er die Existenz seiner Familie durch seinen schwindenden Verdienst über Wasser halten kann, getraut sich nicht, seinen „Lieben“ gegenüber sein Versagen einzugestehen, spielt dauernd mit Selbstmordgedanken. Uwe Fischer gibt ihn äußerst glaubhaft, mal trocken resümierend, mal verzweifelt, stets kämpferisch, stets tätig beim sinnlosen Werkeln, dazwischen mit Momenten des Irrsinnigen und des Abtauchens in einen Traum von intakter Natur, geschöner Vergangenheit und irrealen Zukunftsvisionen.

Als er von seiner Chefin wegen Unrentabilität und Ineffektivität im Job gefeuert wird, trotz jahrelanger Treue zur Firma, als von seinem Sohn Biff die ganze fatale, jahrelange Vertuschungs- und Verdrängungsstrategie schonungslos aufgedeckt wird, läßt die Regisseurin nicht, wie vom Autor Miller vorgesehen, Willy bei einem fingierten Autounfall und versuchten Versicherungsbetrug ums Leben kommen, sondern in einer Wolke von Goldflittern zusammen mit der irrealen Traumgestalt untergehen. An diesem verlogenen amerikanischen Traum ist er gestorben, und mit dem letzten Bild, seine Frau Linda stumm am Grab, endete die Premiere.

Das Publikum feierte die ausgezeichneten Darsteller mit langem, herzlichen Beifall, bedachte das Regieteam aber auch mit einigen Buhs. Eines muß man bei dieser gelungenen Inszenierung anmerken: Die akustische Verständlichkeit ließ manchmal zu wünschen übrig. ¶



Foto: AchimSchollenberger

Hafenspätsommer

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.“

aus: Friedrich von Schiller „Der Taucher“ 1797

Hermann Drexler als jovialer Landrat und Achim Beck als übellauniger Kulturamtsleiter ringen um die richtige Lösung.



Bei Anruf Warteschleife

Music on Demand im Theater am Neunerplatz

Text: Katja Tschirwitz Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Wenn acht Stimmen das Lied „Fein sein, beinander bleib’n“ vom Anrufbeantworter des Kulturamts Franken flöten, heißt es: Hirn ausschalten und totlachen. „Music On Demand“ im Theater am Neunerplatz (Text und Regie: Erhard Drexler) bescherte allen, die skurrilen Humore lieben und halbwegs fest im Sattel der klassischen Musik sitzen, einen köstlichen Musikkabarettabend. Die im Februar mehrmals aufgeführte Spaßproduktion zwischen Politikabarett und Märchenstunde mußte in der Kritik so einiges an Schelte einstecken: Zerfall in zwei Teile, mangelnde inhaltliche Stringenz und Längen in der zweiten Hälfte. Und doch: Selten so gelacht!

Wenn ein neugewählter, parteiloser Landrat aus dem Norden in den Machtbereich eines fränkischen Kulturamtsleiters eindringt, ist Stunk vorprogrammiert. So liefern sich Achim Beck als unausgeschlafener-übellauniger Kulturamtsleiter, Hermann Drexler als jovialer Landrat und Markus Fäth als Sprecher des Hessischen Rundfunks einen sprachlichen Kulturkampf, der sich gewaschen hat: ein fränkisch-preußisch-hessisches Kauderwelsch wie aus dem Preßlufthammer, in dem die unbedarfte Sekretärin (Susanne Debold) gnadenlos zerrieben wird. Landrat von Blittersdorfs Idee, den „einfachen Wähler“ in Zukunft durch Livemusik zu bezirzen, führt zunächst zu grausigen, dann immer überzeugende-

ren Probenergebnissen. Streitend, doch fleißig studiert das Team des Landratsamtes den Bayerischen Defiliermarsch ein. Die heimliche Nationalhymne Bayerns als Vokal-Oktett vor einer wirkmächtigen Leuchtwand aus weiß-blauen Rechtecken – hat man so was je gesehen?

Waghalsig surft das achtköpfige Sänger- und Darstellerteam (Musikalische Leitung: Rudolf Dangel) durch die Wogen des Absurden. Besonders beeindruckend die – unterm ironischen Deckmantel durchaus tiefgehende – Totenfeier zum „Tag des Buches“. Hansjörg Ewert hält als Bestatter Erwin Schneenagel eine bewegende Grabrede für seine langjährige Begleiterin, das Buch: „Hat es nicht auch Ihnen die ersten Ein- und Durchblicke gewährt? Oh, unvergeßliche Raupe Nimmersatt!“ Im verdunkelten Raum, beim Schein einer einsamen Kerze, erregt die Zeremonie zu Johann Sebastian Bachs Choral „Komm, oh Tod, Du Schlafes Bruder“ gleichsam erschütternde Heiterkeit: „Lesen Sie ein Buch, bevor es zu spät ist!“ Der „Chicken-Run aufs Präsidentenamt“ schafft dazu größtmögliche Kontraste. Zu „Ich möchte sein wie Du“, charmanter Song aus Disneys „Dschungelbuch“, wackelt Markus Söder (Achim Beck) mit

geschwollenem Plüschkamm über die Bühne, eine Schar Parteihühner im wohlgenährten Rücken. Dramatische Ereignisse hingegen im Polit-Stadion: Landrat Hartmut von Blittersdorf und Kulturamtsleiter Georg Hirn im erbitterten Duell. Nach einem Kick in die Weichteile nähert sich letzterer in Zeitlupe dem Rasen, begleitet von Mozarts ebenso schmerzlichem wie zeitlosem „Requiem aeternam“. Es kommt zum Eiertanz zwischen Horst Seehofer und Angela Merkel, auch Franz Josef darf als Phantom nicht fehlen.

Zahlreiche Aha- und Wiedererkennungseffekte in musikalisch Originalem wie ironisch Verfremdetem (Arrangements: Martin Junghans) haben bereits für diverse Glücksmomente gesorgt, als der Landrat die „pädagogische Fastenwoche“ und somit die Pause einläutet. Schon im voraus versucht er, potentiellen Unmut zu besänftigen: „Wer den roten Faden vermisst, kann ihn nun an der Kasse für zehn Cent erwerben.“

Nach der Pause gibt es das zwiespältig aufgenommene „Stück im Stück“: An Engelbert Humperdincks Kinderoper „Hänsel und Gretel“, sachte als Flüchtlingsgeschichte inszeniert und augenscheinlich



angereichert mit Elementen aus „Der Zauberer von Oz“ (der Blechmann als Zinnsoldat, leuchtende Bromsamen-Blumen als Wegmarkierung), demonstriert das Team vom Landratsamt seine Sängerkünste. Im Dämmerlicht steht es hinter einem Gazevorhang, ordentlich aufgereiht hinter seinen Notenständern, während vorne das Märchen tobt (oder auch mal dahinplätschert): Weg aus Artfenien, auf nach Afrasiens jenseits der tückischen Meerenge! Humperdincks „kleiner Taumann“ wird zum „kalten Taumann“, der – als ausgebildeter Schnüffler mit hypersensiblen Geruchssinn – an der Grenze nach Fliehenden fahndet. (Die Garben des artfenischen „Vergiß-dich-nicht“-Bulgurs sind übrigens blau ... nur einer von vielen dadaistischen Wortwitzten.) Daß und warum Hänsel und Gretel in der Geschichte zu „Henzel und Kretl“ werden, offenbart sich allerdings nicht. Man kichert lediglich über die übertrieben scharfe Aussprache der beiden Kindernamen.

Das Ensemble musiziert durchgängig auf hohem, selbstredend aber – da nur zum Teil mit Profis wie Bernhard Kuffer am Klavier besetzt – nicht auf höchstem Niveau. Oft war es genau diese Mischung aus intensiver Beschäftigung mit der Musikliteratur und kleinen Unvollkommenheiten, die ganz besonders anrührte: beim düsteren Moll-Kanon „Bruder Jakob“ aus Gustav Mahlers 1. Sinfonie oder in den vielen

Originalnummern aus Humperdincks „Hänsel und Gretel“, allen voran dem traumhaften Duett „Abends wenn ich schlafen geh“ (Kretl/Sopran: Charlotte Emigholz; Henzel/Alt: Susanne Debold). Die Buntscheckigkeit der in die Schrumpfofer eingelassenen Musiknummern vermochte dabei immer wieder zu überraschen.

Einer der Favoriten war zweifellos das (wenn auch etwas ausgedehnte) Männerballett-Nocturne vor nachtblauem Hintergrund, bei dem die Schattenrisse der Herren possierlich einen Leuchtstern herum-schwenkten. Hintereinandergestaffelt, die Arme auf verschiedenen Höhen zur Lotosblüte geöffnet und auf den Handflächen glimmende Lichter balancierend, gaben sie in der Schlußpose einen ausdrucksstarken Scherenschnitt ab. Als Mutter war Hansjörg Ewert in seine Traumrolle geschlüpft, herrlich ausgestattet mit Kittel, Kopftuch und Fistelstimme: „Kretl, hast du Strümpfe gestrickt? Bulgurblau gefärbt?“ Der bizarren Rolle bedingungslos hingegeben, schien der Darsteller hier seine zweite Identität gefunden zu haben. An seiner Seite: Georg Högl als polternder Vater im Dauersuff.

Politkabarett und Märchenstunde können eben doch zusammengehen. Oder zumindest wunderbar nebeneinander her. ¶



Flüchtlingskinder gehen den Verlockungen auf den Leim.

Dem Plumpfuß geht es an den Kragen.



Surreales Schnipp und Schnapp

Die jungen Freunde des Museums, MiKs, wagen sich im Kulturspeicher an Picassos einziges Theaterstück

Text und Foto: Achim Schollenberger

War es nun nur ein Jux, oder steckt ein ernster Gedanke darin? Bis heute scheiden sich die Geister an Picassos einzigem Drama „Wie man Wünsche beim Schwanz packt“. Was hat den berühmten Spanier geritten, ein Theaterstück zu verfassen?

Das seltsame Stück, 1941 in Frankreich entstanden und 1944 bei dem Galeristenehepaar Leiris zu Hause uraufgeführt, zeigt die Spuren jener Zeit: jammernde Figuren, Hunger, Kälte, die Suche nach Liebe und Wärme.

Leider nicht allzu pflegeleicht hat der große Spanier seine Visionen und Einfälle zu Papier gebracht. Inspiriert von der „écriture automatique“, schweift Picasso munter vor sich hin, ganz so wie es die Surrealisten vorgemacht hatten. Nun verstehe, wer will, suche jeder seinen tieferen Sinn! Vermutlich wäre ihm als Dramatiker der Erfolg wohl versagt geblieben.

Nach dem Krieg standen die Zeitgenossen dem Drama zwiepfältig gegenüber. Manche sahen es als Spie-

lerei, die nur wegen der Berühmtheit des Verfassers gedruckt und aufgeführt wurde. Andere lobten die Poesie des Textes. 1954 erschien das Stück in einer Übersetzung von Paul Celan im Arche-Verlag in Zürich.

Sechs Akte hat das Stück. Die Darsteller heißen: Der Plumpfuß, die Zwiebel, die Torte, die Kusine, das Klümpchen, zwei Wauwau, das Schweigen, die Gardinen, die fette und die magere Angst.

Mit viel Engagement schlüpfen die MiKs in die Haut dieser Figuren. Gewandet in selbstgefertigten Kostümen versuchen sie, die surreale Welt Picassos dem Publikum näherzubringen. Das gelingt vielleicht nicht immer – was dem Stück geschuldet ist –, aber durch die Spielfreunde der jungen Schauspieler entwickelt sich dennoch ein spannende Aufführung, mit viel Freiraum für Assoziation und gedankliche Spekulation. Die drei Abende im Museum im Kulturspeicher sind bereits vorüber. Aber dank des großen Publikumsinteresses soll es ein paar Nachspieltermine im theater ensemble im Mai geben. ¶

Teufelsaustreibung auf der Bühne

Über die Auftaktveranstaltung des 14. Würzburger Flamenco-Festivals

Text: Katja Tschirwitz Fotos: Norbert Schmelz

Der Flamenco, eine typisch andalusische Musikform mit Gitarre, Perkussion, Tanz und Gesang, ist seit 2010 immaterielles Kulturerbe der Menschheit und mittlerweile fest im spanischen Lehrplan verankert. Auch im Unterfränkischen wird der Flamenco regelmäßig gefeiert: Mit dem spanischen Gitarristen Antonio Rey und seiner Gruppe „Concierto Flamenco“ erlebte das Würzburger Flamenco-Festival am 9. März seinen umjubelten Auftakt im vollbesetzten Mainfrankentheater.

Organisiert und ausgerichtet wird das Fest von Tänzerin Mercedes Sebal, die im Würzburger Salon 77 seit vielen Jahren Flamenco unterrichtet.

Mit seinen muslimischen, jüdischen, maurischen und zigeunerischen Wurzeln strahlt der Flamenco eine urwüchsige Kraft aus. Mann oder Frau tanzt ihn allein, als Ausdruck von Stolz und Individualismus,

begleitet von (und in Interaktion mit) einem kleinen Ensemble. Oft kommt der wilde Tanz alles andere als gefällig über die Bühne.

Antonio Rey, schon letztes Jahr in der Zehntscheune des Juliusspitals zu Gast, eröffnete den Abend mit zwei ausgedehnten, spannungsvoll bewegten Soli an der Flamencogitarre – eine freie, selbstvergessene, stets leicht melancholisch gefärbte Musik. In blitzend weißem Hemd und schwarzer Krawatte, mit seiner Gitarre einsam im Kunstnebel sitzend, war er Teil einer perfekten Konzertinszenierung. Ein paar Sätze auf Spanisch, ein, zwei deutsche Sprüche, und das Publikum zog mit. Die Intensität der elektronischen Verstärkung allerdings – das kommt am Mainfrankentheater leider öfter vor – pochte in den vorderen Reihen hart an die Schmerzgrenze, vor allem bei den flamencotypischen Schlägen auf den



Antonio Rey su grupo – „Concierto Flamenco“



Aitana de los Reyes

Gitarrenkorpus. Schade, wenn man sich bei einem so einfühlsamen Vortrag am liebsten die Ohren zuhalten möchte.

Der rauhe, ausdrucksstarke Gesang von Antonios Schwester Mara, mehr schmerzvolles Schluchzen als gesangliche Melodie, prägte den Abend entscheidend mit. Selbst Spanisch-Unkundigen, die hier nur einzelne Wörter aufschnappten (zum Beispiel „desierto“ = „verlassen“), wurde schnell klar: Hier geht's nicht ums Gänseblümchenpflücken, sondern um Einsamkeit, Verzweiflung, Trauer und Wut. Und natürlich darum, ausgiebig in diesen Gefühlen zu baden.

Wie sich Mara Rey, eine beeindruckend authentische Person, zwischendurch den Schweiß von der Stirn wischte und ungeniert zwischen den Fingern zerrieb, sprach Bände. Perkussionist José Triviño, Reys 16jähriger Neffe, schien mit aufgeschlitzter Röhrenhose, Silberkettchen und duftiger Fönwelle an Popsternen Justin Bieber anknüpfen zu wollen. Gitarrist Manuel Urbino komplettierte das hörbar eingespielte Ensemble.

Die 19jährige Flamencotänzerin Aitana de los Reyes, laut Veranstalterin eine echte „Gitana“ (also Zigeunerin), legte dazu zwei wahre Parforceritte hin – begleitet von kollektivem Händeklatschen und steptanz-ähnlichem Klappern harter Schuhsohlen. Mit trotzig-strengem Gesichtsausdruck verkörperte sie all das, was uns im Hamsterrad der Pflichten oft schmerzlich abgeht: Einschränkunglos wütend, stolz und arrogant sein zu dürfen, egoistisch und fordernd, aggressiv und störrisch. Trampelnd, stampfend und wirbelnd, mit ausladenden Armschwüngen und orientalischen Handgelenk-Schnörkeln, hatte de los Reyes am Ende ihres Tanzes fast alle Haarspangen eingebüßt. Sie verließ die Bühne keuchend und mit aufgelöstem Haar.

Bei aller Ungezähmtheit strahlte die zwischen Teufelsaustreibung und Hexentanz changierende Darbietung aber immer auch Strenge und Würde aus. Und manchmal, in den klatschenden Schlägen auf die Oberschenkel, blitzte sogar ein bißchen bayerischer Schuhplattler auf.

Einen radikalen Gegenentwurf zur mäßig ausgeprägten Tanzlust deutscher Herrschaften lieferte „El Junco“ („Das Schilfgras“), eine wohl 1,95m lange Erscheinung mit hochgezogenen Schultern und glatt gebügelter Haarhaube. Gepreßt in einen schwarzen Anzug mit rotseidenem Futter, gab er eine auf das Klacken von Schuhsohlen und Händen fokussierte, in ihrer Bizarrheit höchst beeindruckende Vorstellung. Zwischendurch verließ „El Junco“ den Tanzboden, um auf dem Musikerpodest in rhythmische Zwiesprache mit seinen Kollegen zu treten, riß sich schließlich das Jackett vom Leib, tanzte in verklebtem Hemd weiter und erntete johlenden Applaus.

Wirklich tief in die Seele des Flamenco ließen „Concierto Flamenco“ aber erst in der lautstark geforderten Zugabe blicken. Dicht am Bühnenrand stimmte der junge José Triviño im Kreis seiner Mitmusiker einen zart leidenden Flamenco-Sologesang an, der, intim begleitet, problemlos ohne elektrische Verstärkung auskam.

Ein ganz leiser Knaller, dessen Intensität alles andere in den Schatten stellte und – im bis dahin mädchenstillen Saal – jubelnde Anerkennung erfuhr. Pünktlich zum Redaktionsschluß dieser Ausgabe tobte in der Diskothek Zauberberg die „Fiesta Española“. ♪

Nach Erscheinen dieser Zeitschrift noch zu besuchen sind drei Konzerte in der Zehntscheune des Juliusspitals am 18., 19. und 20. März

sowie ein Tanz-Workshop am 19. März.

Infos zu Uhrzeiten und Preisen unter www.salon77.de oder bei Mercedes Sebald unter 0171 - 7990218.



Die Integration darf nicht scheitern

CSU-Veranstaltung zur Flüchtlingskrise

Text und Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Es hätte eine rundum vorbildliche Parteiveranstaltung (4.3.2016) zur „Flüchtlingskrise“ sein können: Über drei Stunden informativ, sachlich, ohne polemische Leistungsspitzen, ohne Systemabstürze. Und dann kann ganz am Ende die

Grande Dame der Würzburger CSU, Barbara Stamm, nicht mehr an sich halten und gibt einen, wenn auch geglätteten Seehofer. Noch im Verlauf des Abends (im Pfarrsaal St. Peter und Paul in Würzburg) hatte sie – die Absprache mit dem Landtagsabgeordnete



ten Oliver Jörg anzeigend – geradezu versprochen, keine Obergrenze zu benennen; jetzt kommt sie doch, prononciert: 200 000. Und verpackt - mit österreichisch-ungarischen Schleifchen - in den bekannten ultimativen Drohungen an die Kanzlerin: Sonst Grenzen dicht ..., Änderung der Asylpolitik; all das nach wie vor nicht konsensfähige Zeug wabert plötzlich unheilig durch den Raum, kriecht in den Stoff der schon vom Bügel genommenen Mäntel, und nährt nun den Verdacht, die erste Riege der Würzburger CSU habe speziell für diese Politshow Kreide gefressen. Schließlich dürfte ja auch christsozialen Politikern klar sein, daß es in diesen Tagen

irgendwie verstörend wirkt, von den europäischen Nachbarn Solidarität einzufordern und selbst der eigenen Regierung unentwegt in den Rücken zu fallen. Und doch konnte das randfleckige Schlußwort nicht völlig zunichte machen, was Oliver Jörg, Paul Lehrrieder (MdB), Christine Bötsch (Stadträtin) und die Landtagspräsidentin selbst vorher unaufgeregt und besonnen zur Diskussion gestellt hatten. Das waren eben nicht die ochlokratischen Scheinlösungen – offen fremdenfeindliche Töne hatte man in dieser Runde ohnehin nicht erwartet -, aber es waren natürlich auch keine mutigen Ideen. Es schien gar, als hätte man sich eher auf die Zunge gebissen, denn

allzu offensiv beispielsweise „runde Tische“ oder „Flüchtlingsräte“ ins Gespräch zu bringen. Weil so etwas jedoch in der Luft lag, verfiel Oliver Jörg, der eingangs anhand umfangreichen Zahlenmaterials das Problem mit den Flüchtlingen beinahe auf die Seele genau beziffert, aber auch etwas relativiert hatte (Verhältnis Einwohner zu Flüchtling im Libanon 5:1, in Jordanien 10:1, in Deutschland 108:1), auf das Modell „Anstaltsräte“ (wie sie in diversen Justizvollzugsanstalten in Sachen Resozialisierung möglicherweise hilfreich sind). Nebenbei: Die Wirtschaft, über deren freiwillige Angebote hinaus, in die Krisenbewältigung einzubeziehen, kommt auf einer CSU-Veranstaltung natürlich nicht gut an.

Integration - was ist das eigentlich?

Man hob lieber die Anstrengungen (finanziell: über drei Milliarden) hervor, die vor allem in Bayern seitens der Politik unternommen werden, lobte das ehrenamtliche Engagement der Bürger, bot Hilfe an im Umgang mit Ämtern und Behörden bei mitunter gar kafkaesken Problemfällen und zeichnete (auch dies nicht übertrieben) ein Bild von der zu bewältigenden Aufgabe. Die Integration der Flüchtlinge in Deutschland, darüber war man sich im Saal weitgehend einig, dürfe nicht scheitern. Ohne nun die Ernsthaftigkeit, den guten Willen in diesem Bemühen infrage zu stellen: Trotz einiger Beiträge aus dem Auditorium, die vermutlich jeden im Saal nachdenklich stimmen konnten, kam niemand auf die Idee, die unausgesprochen zugrundeliegenden Vorstellungen von Integration (eigentlich wann immer davon die Rede ist) einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Liegt es doch zu klar auf der Hand, wer als Flüchtling hierherkommt, Hilfe in Anspruch nimmt, womöglich hier bleiben will (zumindest eine längere Zeit), hat schnellstmöglich unsere Sprache zu lernen, hat unsere Anstands- und Verhaltensregeln zu verinnerlichen, sich an unsere Gesetze zu halten, hat sich mit dem zu bescheiden, was wir ihm zu geben bereit sind, hat die Chancen, die wir bieten, so zu nutzen, wie wir dies erwarten, und mit Fug und Recht erwarten können.

Man muß übrigens gar nicht der Ansicht sein, daß dies alles wirklich klar auf der Hand liege, und kann es trotzdem gelten lassen. Denn natürlich ist das dreizehnjährige, verheiratete Mädchen bei uns schulpflichtig; natürlich ist der Sprachkurs für Männer und Frauen verpflichtend; natürlich ist es enttäuschend, wenn, wie in Oberbayern, 70 Prozent der von Flüchtlingen begonnenen Auszubildungsverhältnisse abgebrochen werden; selbstverständlich

macht sich jeder Mann strafbar, der Frauen tätlich angreift, belästigt – eigentlich müßig all das besonders zu betonen. Tatsächlich gibt es – sagen wir vorsichtshalber: innerhalb eines im Zweifel zu diskutierenden Rahmens – keine Regeln, Sitten, in einem keineswegs mit Natodraht, sondern sehr wohl nur virtuell umgrenzten Gemeinwesen geltende Umgangsformen, Gewohnheiten, die nicht mit Recht für Fremde überhaupt als Verhaltensrichtschnur, wenn nicht als verbindlich angesehen werden können oder sogar müssen. Das ist vermutlich zu allen Zeiten und überall auf der Welt so. Allerdings können wir dies, soll es weitestgehend konfliktfrei, also mit dem Verzicht auf Gewalt geschehen, eben nur einfordern, wenn wir im Gegenzug in der Lage sind (man kann auch sagen: die erforderliche Sensibilität besitzen), den Fremden (die Flüchtlinge) ungeachtet seiner Eigenheiten, seien es intellektuelle (nicht jeder ist so gescheit wie ich), kulturelle, biologische oder sonstige, als prinzipiell gleichwertig anzuerkennen. Integration ist – nicht nur – vor allem eine Angelegenheit der Kommunikation, und als solche keineswegs nur davon abhängig, daß man mehr oder weniger die nämliche Sprache spricht, die Worte versteht. Kommunikation ist mehr. Ist Sprache, Miene, Geste, Blickkontakt und vieles mehr, hat auch eine pragmatische Ebene, vor allem aber, soll sie auf echte Verständigung, auf eine befriedigende Kulturation hinauslaufen, setzt sie gegenseitige Achtung voraus. (In diesem Zusammenhang sollte man sich klar machen, daß vernünftiges wie moralisches Handeln nicht von Wissen abhängig ist.) Wenn Barbara Stamm in ihrem Beitrag (sie war an diesem Abend für das Thema „Integration“ zuständig) das Modell „Gast“ bemüht, weil Flüchtlinge doch eine Art „Gäste“ seien, möchte sie damit zum Ausdruck bringen, wie selbstverständlich es doch sein muß, daß der Gast eben kein Loch in das weiße Hirschledersofa mit seiner Zigarette brennt. Sie müßte aber eigentlich auch deutlich machen, daß der Gast nur dann, freiwillig, von sich aus alles daran setzen wird, seiner Rolle, den an ihn gestellten Erwartungen, gerecht zu werden, wenn er von uns überhaupt als Gast anerkannt wird. Daß wir ihm helfen, wenn er uns über die Grenze gepurzelt kommt, ist nicht automatisch das gleiche.

Barbar gegen Ajam

Damit das nicht falsch verstanden wird: Es geht eben nicht darum, die „armen Flüchtlinge“ nicht mit vielfältigen Forderungen hinsichtlich zu leistender Anpassung konfrontieren zu dürfen und stattdessen

uns selbst mehr abzuverlangen. Keineswegs! Hier wird der Standpunkt vertreten, daß wir weder Klein-Istanbul, weder Muezzin noch Burka akzeptieren müssen, aber darüber nachdenken sollten, warum eigentlich Parallelgesellschaften entstehen, was Religionsfreiheit in einem vorgeblich säkularen Staat sinnvoll heißen sollte oder ob psychochirurgische Eingriffe wie ein Burka-Verbot ohne verständnisvolle „Bewährungshelferinnen“ durchsetzbar sein können. Wenn die Integration von Flüchtlingen aus der islamischen Welt ebenso wie aus afrikanischen Staaten nicht scheitern darf, doch wohl weil davon der ohnehin bereits prekäre soziale Frieden in unserem Land abhängig ist, dann sollte die Begegnung zwischen Einheimischen und Flüchtlingen nicht asymmetrisch verlaufen. Auch wenn sie viel lernen und kennenlernen müssen, die Begegnung sollte auf Augenhöhe stattfinden. (Bei den oft erwachsenen Männern handelt es sich eben nicht um die „Jungs“ oder um die „Burschen“.)

Optimal sind die Voraussetzungen dafür allerdings nicht. Bei aller Hilfsbereitschaft wirklich großer Teile der Bevölkerung, bei mindestens ebenso vielen in unserer Gesellschaft sind heftige Vorurteile und zumindest latenter Rassismus anzutreffen. Es ist eine beinahe durchgängige Vorstellung, daß die Flüchtlinge aus gegenüber dem unseren grundsätzlich unterlegenen Kulturkreisen stammen, es ihnen an Bildung und Ausbildung mangelt, ihre Religion mit modernen, westlichen Gesellschaften – nicht nur hinsichtlich der Rolle der Frauen – nur schwer

zu vereinbaren ist, diese Religion in ihrem Rigorismus zum Fürchten ist und von vielen auch gefürchtet wird. Hinzu kommt der Umstand, daß die Flüchtlinge, selbst wenn sie in ihrer Heimat als Lehrer, Ärzte, Geschäftsleute tätig gewesen sein sollten, sich nun bei uns in der gesellschaftlichen Hierarchie auf unterster Stufe bewegen und aufgrund der Fülle von Anforderungen permanent in ihrem Selbstwert wie ihrem Rollenverhalten verunsichert werden. Es ist anzunehmen, daß es dadurch ständig zu die erforderliche Kommunikation verweigernde Rückzüge auf ihnen kulturell Verlässliches, auf ein Leben lang Bewährtes, Erlerntes, ihnen Selbstverständliches kommen dürfte. Und dies erst recht dann, wenn er oder sie ihr ganzes bisheriges Leben wiederum auf die ideelle Überlegenheit ihrer (islamischen) Kultur eingeschworen wurden.

Will man also wirklich, daß die Integration nicht scheitert, dann müßte man vermutlich ernst machen, mit all dem, was auf dieser Veranstaltung nur gelegentlich einmal aufblitzte. Oliver Jörg sieht vage eine Möglichkeit in Patenschaften: Jeder Flüchtling sollte demnach einen Einheimischen an der Seite haben. Aber sicher könnten die schon erwähnten Flüchtlingsräte oder auch runde Tische hilfreich sein. Was auch immer getan wird, es sollte gemeinsam mit den Flüchtlingen geschehen. Daß auf der CSU-Veranstaltung keine Antworten, keine Lösungsvorschläge präsentiert wurden, ist übrigens ein guter Ansatz. Es waren nämlich keine Flüchtlinge dabei. ¶

Anzeige

Smartphoniker



**Professorium
Galerie für
zeitgenössische
Kunst**

**Malerfürstentum
Neu-Wredanien
Innere
Aumühlstrasse
15 - 17
97076 Würzburg**

**Photographien
von
Wolf-Dietrich
Weissbach**

20.3. bis 22.4.2016

**Donnerstag
und Freitag von
18 bis 21 Uhr,
sonntags von
14 bis 18 Uhr**

**0931-413937
gallery@wredanien.de**

Unter der Bettdecke der Politik

Gedanken über das Bauwesen in Würzburg

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Auch in Würzburg plustern sich die Häuser auf und panzern sich gegen Kälte und Hitze. Was schlank und elegant erfreute, sieht über Nacht plump und häßlich aus. Der Wunsch, Energie zu sparen, treibt sie in die Breite. Wer verstehen will, warum sich Dinge in eine garstige Richtung verändern, muß gelegentlich der Politik die Bettdecke heben. Dort im Dunklen vollzieht sich nicht selten Anrüchiges. Was das Bauwesen angeht, west hier jedenfalls nichts Erbauliches.

Für den ersten Blick ein Zitat von Dieter Steiner: „Wir sind heute konfrontiert mit einer von der Bauindustrie getriebenen und von der Politik ahnungslos und willfährig vollzogenen Entwicklung zu einer gewaltigen technologischen Aufrüstung von Bauwerken, begleitet von Experten der Haustechnik, die mit Simulationen und Zertifizierungen die erfolgreiche Bewältigung des Klimawandels bestätigen. Aber tatsächlich werden die versprochenen Erfolge im wirklichen Leben niemals erzielt. Und auf einmal steht die ganz Entwicklung der Moderne, die letzten

hundert Jahre der Architektur zur Diskussion und zur Disposition. Die Aufgabe und Forderung heute besteht darin, nachhaltige und einfache Technologien des Bauwesens zu verwenden. Das jahrhundertalte historische Wissen der Architektur gilt es wieder zu aktivieren.“

Dieter Steiner, Leiter des Architekturzentrums Wien, als Österreichischer Kommissar der Architekturbiennale 2002 in Venedig, als Juror angesehenener internationaler Preise weiß, wovon er spricht.

Die sogenannte energetische Sanierung ist nicht nur nutzlos, wo immer sie nachgeprüft wurde, sondern obendrein äußerst schädlich. Offiziell eingeführte Regelwerke erinnern fatal an die Rechenkünste der Autoindustrie. Wir haben gelernt, wenn der Betrug schon in der Methode liegt, bringt jede Rechnung das gewünschte Ergebnis. Eine technologische, von der Politik geförderte, Sackgasse produziert nicht nur irgendwann zu entsorgenden Müll, sie zerstört auch eine unübersehbare Fülle herausragender Bauten, mehr als jeder Krieg vernichten könnte. Sie verschleudert im Namen des Klimaschutzes die „Graue Energie“, also die Energie, die schon einmal für die Herstellung eines Bauwerks eingesetzt wurde.

Kein Wunder, daß die industriellen Profiteure die Wahrheit fürchten und die ökologischen Sachwalter ihre fatale Scheinlösung nicht offenbaren wollen. Ein Tabu stilisiert Andersdenkende zu Umweltsündern. Die Nutznießer sehen auf eine fette Weide, die Architektur der Nachkriegszeit. Sie ist in die Jahre gekommen, gilt als altmodisch. Was das Beste ist, sie entspricht so gar nicht den von der Industrie diktierten Regeln. Hier ist gut ernten. Wo Faulheit und Bequemlichkeit von jeher lieber den Abbruch von Bauten als ihre Sanierung gewünscht haben, liefern nun die Regeln eine sauber klingende Begründung für ihren leider nicht aufzuhaltenden Untergang. Die Qualität von Architektur und Stadtbild spielt keine Rolle. Es ist notwendig geworden, den Irrweg zu verlassen. Die wertvollen Zeugen der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg sind aus dem Schatten in das Licht zu rücken, und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit ist auf sie zu lenken.

Gebäude, die unsere Stadtbilder und Umwelt prägen,



Kiosk, Bahnhofsvorplatz, 2015, Foto: Ulrich Karl Pfannschmidt



Park, Denkmal und Pavillons vor dem Bahnhof, Foto: Achim Schollenberger

verdienen Achtung. Sie sind vor Verunstaltung wie vor Abbruch zu schützen. Auch die Notwendigkeit, nachhaltig zu wirtschaften und Ressourcen zu schonen, gebietet sorgsames Handeln. Es gilt, das Hütchenspiel der Politik zu entlarven, in dem wechselnd mal die endlichen Ressourcen der Erde oder der Klimawandel herangezogen werden, um die Industriepolitik verschleiern zu begründen. Real kommt es darauf an, weniger CO² zu erzeugen, denn das Gas ist der eigentliche Klima-Killer. Der Ersatz von Ölheizungen durch Strom hilft nicht das Geringste. Allein Bauten, die weniger oder kein CO verbrauchen, können helfen. Und hier ist die einfachere Bau-Technik die bessere. Wir brauchen keine immer weiter ausgefeilte, komplizierte Technologie mit riesigem Wartungsaufwand, sondern intelligente Lösungen und Architekten, die imstande sind, solche in Kenntnis der Zusammenhänge zu entwickeln.

Auch Würzburg ist keine Insel der Seligen. Mit Freude ist zu beobachten, daß aufmerksame Bürger mit Bürgerentscheid die Zerstörung der Mozartschule abgelehnt haben. Hier ist nun die Möglichkeit gegeben, eine passende, aus der Struktur des Gebäudes abgeleitete Nutzung zu finden, die den Bestand schont und ihn in allen Aspekten der Bürgerschaft erhält.

Ein wichtiges Ensemble der Stadt ist der Bahnhof mit dem vorgelagerten Platz, der beidseitig von den Bögen der Pavillons gerahmt und gefaßt wird. Alle zusammen, Empfangsgebäude des Bahnhofs, seine Seitenflügel, der Platz, die Wiese mit Brunnen und Bäumen, die Pavillons, bilden einen Raum, ein Portal zur Stadt wie es in Bayern kein zweites gibt. Ein solches Alleinstellungsmerkmal aufzugeben, wäre ein nicht wieder gut zu machender Fehler. Ein offenkundiges Dokument der Ignoranz. Begründung: siehe oben. Der Stadtrat ist schon unterwegs, der Abbruch und der Wiederaufbau sind beschlossen. Noch ist es nicht zu spät.

Es wäre leicht, die Pavillons in kleinen Schritten, Stück für Stück zu sanieren. Solarzellen und ein paar Röhren für Solarthermie, unsichtbar auf flachen Dächern, würden die Co -Bilanz verbessern, Wärmeschutzgläser an den Fronten die Aufenthaltsqualität im Innern erhöhen. Und wenn dann noch das scheinbar unbeherrschbare Problem der Fahrräder und Freßbuden vor dem Bahnhof energisch angepackt würde, ja dann müßte man sich vor den am Bahnhof ankommenden Bekannten und Freunden nicht mehr schämen.☞

Die lachende Frau

Text und Foto: Wolf-Dietrich Weissbach





Lauter nette, junge Leute, die sich zur TiCon Ende Februar 2016 im Kilianeum in Würzburg einfinden. Beim Cosplay stellt der Teilnehmer eine Figur aus Manga, Anime, Computerspiel oder Film durch Kostüm und Verhalten möglichst originalgetreu dar. Manchmal sind sie harmlos bewaffnet, manchmal geht es auch um erotische Rollenspiele. Auf jeden Fall aber erinnert diese junge Frau auf dem Bild an den Joker in den Batman-Comics oder gar an einen Roman des französischen Schriftstellers Victor Hugo.

In „Der lachende Mann“ (1869) wird die Geschichte von Gwynplaine, einem jungen Mann im ausgehenden 17. Jahrhundert, erzählt, dem die Comprachicos, die Kinder(ver)käufer, mit medizinischen Geschick den Mund bis zu den Ohren aufgeschnitten, das Zahnfleisch entblößt und die Nase zerquetscht hatten, auf daß er mit seiner eingefleischten Clownmaske immerzu „lachen“ mußte. Es ist umstritten, ob es die Comprachicos, die aus gesunden Kindern mißgestaltete Menschen machten, die dann zur Belustigung auf Jahrmärkten oder an Fürstenhöfen auftraten, wirklich gab. Man braucht daran aber wohl nicht zweifeln!¶

Short Cuts & Kulturnotizen

„**Lebenszeichen**“ von **Jane Martin** hat am 16.3. um 20 Uhr im **Würzburger theater ensemble** Premiere. Das Stück, so erläutert Norbert Bertheau, handelt von Menschen am Rande des Nervenzusammenbruchs: seltsam, skurril und ein bißchen wahnsinnig, tragisch und nie ganz bei sich selbst. Die amerikanische Theaterautorin Jane Martin gibt diesen Menschen eine Stimme: authentisch, aberwitzig und irgendwie ... berührend.

[sum]

Am 20. März um 11 Uhr eröffnen **Matthias Engert** und **Wolfgang Bäumer** ihre Ausstellung „2d 3d – Konstruktive Kompositionen“ im **Spitäle an der Alten Mainbrücke**, Öffnungszeiten: Do – So von 11 bis 18 Uhr, Mo geschlossen.

[sum]

Er stammt aus Südkorea, lebt aber schon seit 2004 in Deutschland, wo der Künstler auch (an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg) studierte, Meisterschüler war und in vielen Ausstellungen Anerkennung fand. Dennoch scheint der 1974 geborene Künstler an seinem Ziel noch nicht angekommen zu sein. „Searching for...“ betitelt **Changhee Nam** die Schau in der **IHK Würzburg-Schweinfurt** in der Würzburger Mainastr. 35, die am 14. April, um 18.30 Uhr, eröffnet wird.

Zu seinen wichtigsten Themen gehören seit vielen Jahren Motive aus dem Bereich des Sports. Er will den Kampf des einzelnen gegen sich selbst und andere darstellen. Deshalb sieht man die Sportler und Sportlerinnen häufig in einem Augenblick der allerhöchsten Anstrengung, die sich im Bild als beinahe unerträglichen Verdichtung, wie ein Stillstehen der Zeit, verdeutlicht. Im Gegensatz dazu steht das leichte und zarte Material des koreanischen Reispapiers, auf das der Künstler seine großformatigen Kompositionen aufbringt. Sportliche Zerreißproben ausgerechnet auf Papier! (Bis 15. Juli 2016).

[sum]

Bis 13. Mai kann man in den Fluren der Würzburger VHS, Münzstr. 1 die Ausstellung „**Stopgucker Kraftraum**“ dreier Künstlerinnen bewundern: Roswitha Vogtmann zeigt Kalligraphie, Kathrin Feser Zeichnung, Mixed Media und Kristin Finsterbusch Zeichnung, Druckgraphik. Geöffnet ist die VHS von Mo - Fr 9-19 Uhr, Sa 9-18 Uhr, Sonntag, Feiertag und Schulferien geschlossen.

[sum]

Im **Kreuzgang des Würzburger Franziskanerordens** zeigt der Bildhauer **Johannes Hepp** vom 8. bis zum 29. Mai einige seiner Skulpturen; sein Thema ist der Mensch. Man begegnet beim Rundgang durch die historischen Gemäuer kleinen, fein gearbeiteten Menschenbildern aus Holz.

Oft sind die Figuren eingebunden in eine sie be-langende äußere Form, ihre Mimik ist zart und reduziert, ohne unlebendig zu sein. Das Menschsein zeigt sich, stets getragen von einer leisen und fortwährenden Sehnsucht. Die Ausstellungseröffnung findet am Sonntag, den 8. Mai, um 10.30 Uhr statt. Sie dauert bis zum 29. Mai und kann täglich zu den Öffnungszeiten des Klosters (7 – 20 Uhr) besucht werden. Der Eintritt ist frei.

[sum]

Kulturförderpreisträger **Maneis Arbab** ist derzeit in zwei Würzburger Ausstellungen präsent: noch bis 2. April mit einer Kunstinstallation in der KHG. Und bis 15.9. mit Malerei in der gemeinsamen Ausstellung „In wechselnden Farben“ mit Rashid Jalaei (Fotografien) im **Kolping-Center Mainfranken**.

[sum]

Herbert Holzheimers Ausstellung „Endzeit“ erzählt mit einer großen Installation und Einzelobjekten in monumentaler Weise von Gefährdung, Fragilität und Morbidität des Lebens, In seinem Lebensumfeld und draußen in der Natur findet der Holzbildhauer das Material, das er für seine grundlegenden Aussagen über den Zustand der Welt weiter bearbeitet. Unter anderem werden morsche Baumstämme zugerichtet und schwarz gebrannt, Rinden abgeschält und wie Häute aufgehängt. Holzheimers Werke lassen kein nüchternes, distanziertes Betrachten zu. Sie bewegen tief, ja erschüttern, und tragen auch religiöse Dimensionen in sich.

Die Eröffnung ist am 20. März um 15 Uhr in der Kunststation Kleinsassen; sie ist bis zum 29. Mai zu sehen und dienstags bis sonntags und feiertags von 13–18 Uhr zu sehen.

Gleichzeitig können die Ausstellungen „Lichtung – Ort der Farbe“ Malerei von Veronika Dutt und „Über-sichten“ (Landschaften in Malerei und Grafik) von Heike Negenborn besichtigt werden.

Adresse: Kunststation Kleinsassen, An der Milseburg 2, 36145 Hofbieber-Kleinsassen (Rhön), Tel.: 06657-8002, www.kleinsassen.de

[sum]

MARIE JO

Ich fühl' mich wohl.



Ihr Wäsche Graf
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-523 04

Wir führen BHs in den Größen 65 - 110, Cup A - H
MarieJo L'Aventure Primadonna Twist



Kulturzeichen 2016

Auftakt
9. und 10. April 2016



Weinzeichen

Kunst, Tanz und Wort
im Kitzinger Weinland

Programm über kulturzeichen@kitzingen.de bzw. 09321/928 1104
und als Download unter www.kitzingen.de/kulturzeichen